

## **Festveranstaltung**

**anlässlich des 25-jährigen Bestehens der Dokumentation**

**„Topographie des Terrors“**

**Prof. Dr. Peter Steinbach**

## **25 Jahre Topographie**

Weit mehr als 800.000 Besucher besuchen heute ein Gelände in der Mitte Berlins, neben dem vor knapp dreißig Jahren zum Leben erweckten Gropiusbau, in der Nachbarschaft von Berliner Abgeordnetenhaus und Finanzministerium, unmittelbar hinter der Mauer, an der Wilhelmstraße. Das Gelände ist ein historisch belasteter, durch die NS-Zeit kontaminierter Boden. Denn auf dem Gelände der Topographie befand sich eine der berühmtesten Berliner Adressen der NS-Zeit, die Gestapo-Zentrale mit ihrem Hausgefängnis. Wie kann man mit einem derart historisch belasteten, zeitgeschichtlich geprägten Gelände umgehen?

Der erste Versuch der Entsorgung, Gebäudeabriss und Stilllegung, ging schief. Auch die Umwidmung als Lagerfläche für Senatskohle, dessen Verwandlung in eine Art Freizeitgelände mit einem Übungsplatz für Autofahrer war ein Fehlschlag. Denn die Adresse hatte sich bei denen, die gegen den Nationalsozialismus standen, bei deren Angehörigen und nachgeborenen Sachwaltern eingebrannt. Sie machten sich vor drei Jahrzehnten daran, das Bewusstsein für die geschichtliche Bedeutung dieses kontaminierten Bodens zu wecken und forderten einen bewussten, einen geschichtsbewussten Umgang mit dem Gelände. Zunächst entstanden Provisorien, Grabungen wurden veranlasst, Symposium und Vorträge lösten die Krusten kollektiver Verdrängung auf, räumten den Schutt falscher Erinnerungen beiseite, entwickelten ein Konzept für eine gegenwartsrelevante Auseinandersetzung mit der NS-Zeit.

Aus den Provisorien entstand langsam eine Institution, schließlich *die* Institution für die Konfrontation mit der Vergangenheit und der Aufarbeitung der Geschichte. Man wollte nicht von dieser Geschichte loskommen, weil man erkannte: man konnte es nicht.

Aus vielschichtigen Dokumentationen, die das nationalsozialistische Herrschaftssystem vor Augen rückt, entstanden Kenntnisse über den Ort, über die Menschen, die man als Täter bezeichnete, über die Opfer, die sich selbst als Gegner des NS-Regimes, als Täter des Widerstands sahen. Zugleich strahlte die Ausstellung aus, inspirierte Geschichtsbewusste in anderen Städten und Regionen, beeinflusste die Entstehung einer Kultur des Gedenkens. Und konfrontierte den Menschen zugleich mit sich selbst, etwa durch die Ausstellung „Vor aller Augen“.

Wenn wir heute den 25. Jahrestag der Entstehung der Topographie begehen, gehen manche Gedanken zurück. An die Initiative, an verstorbene Mitarbeiter, an Reinhard Rürup. Ich denke aber auch an die, die heute die Topographie zu dem machen, was es geworden ist: einer der wichtigsten Orte für die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit. Eine Erklärung liegt sicherlich darin, dass das Gelände unbestreitbar als das erste und wichtigste Exponat anerkannt ist. Es wird vorzüglich durch seine Ausstellungen erschlossen und greift mit der Wilhelmstraßen-Ausstellung in die Umgebung aus.

So lässt sich das geradezu als ein Symbol der erstrittenen und erkämpften, letztlich aber erfolgreichen Auseinandersetzung der deutschen Nachkriegsgesellschaften mit ihrer Vorgeschichte verstehen. Es war aber nicht die Nachkriegsgesellschaft, die agierte, sondern Einzelne, die den Mut hatten, sich in den Dienst dieser Auseinandersetzung zu stellen: Robert M.W. Kempner, Joseph Wulf, Gerhard Schoenberner, Wolfgang Scheffler, Fritz Bauer oder Adalbert Rüdiger – sie waren die Akteure, die sich quer stellten und den moralisch Anspruchsloseren, die das Verdrängen und Vergessen für eine Normalreaktion hielten, eine Grenze wiesen.

Heute schiebt sich aus dem Gelände der Prinz-Albrecht-Straße 8 gleichsam aus dem Boden ein Gebäude, das ich wie eine architektonische Metapher der Aufarbeitung empfinde. Es versperrt sich dem Gras, das angeblich über die Vergangenheit wachsen sollte. Es war Droysen, der vom Historiker als dem Bergmann sprach, der Geschichte an das Licht bringt. *Graben, wo man steht*, das haben wir zunächst wörtlich und schließlich als Umschreibung unserer Arbeit begriffen. Auf dem Geländeexponat finden sich heute Informationstafeln, Reste von zeitgeschichtlich-archäologischen Grabungen und ein Ausstellungsgraben, der den Terror der NS-Zeit mit den Grundmauern des Prinz-Albrecht-Palais verbindet.

Die Topographie des Terrors hat sich in der Berliner Erinnerungslandschaft einen festen Platz geschaffen – nicht aber, und das ist mir wichtig, aufgrund behördlicher Impulse, sondern als Ergebnis eines bürgerschaftlichen Engagements von Menschen, die die Geschichte der NS-Zeit, der Verfolgung und Unterdrückung, aber auch der Planungen eines menschenverachtenden Systems nicht vergehen lassen wollten. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte musste sich gegen die Neigung zum Vergessen, zur Verdrängung durchsetzen. Diese Neigung war demoskopisch manifest – wer die demoskopische Steuerung von Politikern unterlaufen will, muss einen langen Atem haben, darf sich nicht von Stimmungen beeindrucken lassen, muss durchhalten. Das gelang mit Hilfe der Unterstützung von Menschen, von Ehrenamtlichen, die sich als Repräsentanten eines bürgerschaftlichen Engagements verstanden, die beunruhigten, demonstrierten, forderten, Druck machten, nicht nachgaben.

Bürgerschaftliches Engagement ist ein Wort, das inzwischen einen festen Platz in der Semantik der vielzitierten „Zivilgesellschaft“ gefunden hat. Zum Ausgangspunkt seiner Versuche, aus dem bürgerschaftlichen Engagement eine geschichts- und erinnerungspolitische Initiative von gesamtnationaler Bedeutung zu machen, wurde dieses Engagement unter dem damaligen Kultursenator Roloff-Momin. Wenige Wochen vor dem Ende seiner Dienstzeit bezeichnete er die Topographie als das Problem, das er als Kultursenator lösen müsse, indem er eine Finanzierung im Rahmen einer Stiftungslösung sicherstellte.

Notwendig aber war der Streit um die Gestaltung des Geländes, um die Förderung, vor allem der Einsatz vieler, die sich für dieses Projekt engagierten. Dabei wurden viele Methoden erprobt, manche Argumente ausgetauscht. Niemals waren die Beteiligten sicher, dass ihr Einsatz in Hearings, bei Demonstrationen, bei Mahnwachen zum Erfolg führen könnte. Aber niemals habe ich ein Nachlassen der Versuche gespürt. Im Gegenteil: Jede Schwierigkeit setzte neue Energien frei. Einwände nahm man als Bestätigung und als Herausforderung, noch entschlossener zu überzeugen, noch offensiver Forderungen zu erheben.

Was zählt, ist der Erfolg. Aus dem Provisorium wurde eine Bauruine, nach dem Abriss von Rohbauten gelang endlich der große Wurf. Es waren günstige Konstellationen – Menschen, die sich bürgerschaftlich einbrachten, Kulturpolitiker, die ihre Aufgabe darin sahen, kulturpolitische Impulse aufzunehmen, zu fördern, nicht zu gängeln, sondern sich eine geschichtspolitische Initiative entfalten zu lassen.

Und weil der Anstoß auf bürgerschaftliche Weise erfolgte, gab es auch zu keiner Zeit eine Konkurrenz unter den Berliner Gedenkstätten. Sie – das große Mahnmal zur Erinnerung an die Ermordung der europäischen Juden, die Wannsee-Villa, die Gedenkstätte Deutscher Widerstand mit der Hinrichtungsstätte Plötzensee, mit der Blindenwerkstatt Otto Weidt und der Gedenkstätte zur Erinnerung an die stillen Helfer der bedrohten Juden bilden mit der Topographie des Terrors und der Gedenkstätte zur Erinnerung an das Leiden der Zwangsarbeiter bilden ein Netzwerk, das sich gegenseitig trägt und stützt, sich gegenseitig fördert und stabilisiert. Ich kenne keine andere Stadt, in der die Gedenkstätten kooperieren, wie es in Berlin gelingt.

Vielleicht erklärt sich dies so: Alle Einrichtungen sind das Ergebnis bürgerschaftlichen Engagements. Im Ensemble der Erinnerungslandschaft Berlins wird ein Modell der Erinnerungsarbeit sichtbar. Menschen lassen sich auf die Geschichte ein, machen sich mit ihr vertraut, erforschen sie in zeitlichen und räumlichen Zusammenhängen, erschrecken

angesichts der Vergangenheit und reagieren, indem sie den Willen zur Erinnerung und zum Gedenken auch gegen Widerstände in die Öffentlichkeit tragen.

Sie konfrontieren die Gesellschaft, in der sie leben, nicht nur mit ihrer Vorgeschichte, sondern auch mit ihrer Pflicht, sich der Vergangenheit zu stellen, Empathie zu schulen, genau hinzuschauen und zu handeln. Wer dies als Ausdruck der Gedenkstättenindustrie deutet, der hat nicht begriffen und macht gerade dadurch deutlich, wie wichtig es ist, mit der Reflexion über die Vergangenheit und die Konfrontation mit den Möglichkeiten des Menschen ein Zeichen zu setzen: nicht der Anklage, nicht aus Überheblichkeit, sondern aus der Einsicht heraus, dass alles, was möglich war, auch möglich sein wird. Es geht darum, Menschen die Augen zu öffnen, auch über sich selbst. Denn es waren Menschen, die Verbrechen begingen. Es waren Menschen, die litten. Menschen sind wir auch und deshalb betroffen. Und wer es nicht glaubt, muss eben betroffen gemacht werden – durch Orte wie die Topographie.

Wie wichtig die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist, zeigt sich heute in Ungarn. Übersehen wir vielleicht angesichts der kaum durchschaubaren finanzpolitischen Wirrnisse, aus denen wir vielleicht herauskommen, dass der am meisten abschreckende Angriff auf das Wertesystem, welches Europa charakterisieren soll, augenblicklich in Ungarn erfolgt? Dort tobt ein Denkmalsstreit. Horthy wird von späten Anhängern der Pfeilkreuzler über alle Maßen geehrt, das Denkmal Raoul Wallenbergs, des vor einhundert Jahren geborenen schwedischen Retters von etwa 100.000 ungarischen Juden, hingegen brutal und abstoßend geschändet. Es wurde nicht nur mit Farbe beschmiert, nein, man hat den Fuß des Denkmals mit abgehackten Schweineklauen bekränzt.

Wir haben die Topographie gesichert und aus bürgerschaftlichem Anstoß mit staatlicher Hilfe zu einer Erfolgsgeschichte der Erinnerungsbestrebung gemacht. Deshalb ist der Kampf nicht zu Ende. Die Auseinandersetzung verlagert sich in andere Regionen Europas. Die Topographie war auch möglich, weil es internationale Unterstützung gab. Sie schlägt sich heute in vielen Verbindungen nieder. So kommt der zur Institution gewordene Gedenkstätten-

Rundbrief aus Berlin und hält Verbindung zu deutschen, europäischen und sogar außereuropäischen Gedenkstätten.

Was bedeutet das? Wir müssen uns weiterhin bürgerschaftlich einsetzen und einmischen, etwa in Frankreich, wo man die Sinti und Roma abschob, etwa in Ungarn, wo inzwischen geschichtspolitische Zeichen gesetzt werden, die als Vehikel zur Verfolgung Andersdenkender wirken. Wir müssen uns weiterhin einsetzen, wir müssen aufrütteln, fordern, kritisieren.

Packen wir es an – schon morgen.

*Peter Steinbach*